

ausgelassenen Fröhlichkeit hin. Schließlich stand der Bahr-Hauptling auf, um auf Virus Wohl zu trinken.

Das war das verabredete Zeichen. Als Virus sich vornüber beugte, um seine eigene Trinkhale zu füllen, hieb ihm der Sohn des Bahr-Hauptlings mit der Keule über den Kopf, daß Tschin von der Veranda herunterstürzte. Seine Landsleute folgten dem Beispiel des Riesen. Mit Speeren, Keulen und Messern fielen sie über ihre Gäste her. Schneller, als es sich erzählen läßt, waren sämtliche Tschins ins Jenseits hinüber befördert. Die triumphierenden Bahren trugen die Leiche ihrer Feinde zu einer Schlucht, ein paar Kilometer von ihrem Dorf entfernt, und warfen sie den Klüften zum Fraß in den Abgrund.

Doch drei Mann waren dem Gemetzel entronnen. Es handelte sich hier um Tschin, die auf englischem Gebiete mochten und sich auf irgend eine Weise Virus Trupp angeschlossen hatten. Warum sie nicht ebenfalls getötet wurden, ist unbekannt geblieben. Wahrscheinlich schonte man sie als britische Untertanen. Auf jeden Fall entkamen die Drei und berichteten dem Kommissar von Nordaracan vom Gemetzel.

Dann begann der Verwaltungsapparat zu arbeiten. Drahtnachrichten flogen zwischen den umliegenden Verwaltungsbehörden und der Regierung hin und her, denn dieser Massenmord unmittelbar an der Grenze konnte nicht ungestraft bleiben. Der Kommissar von Nordaracan setzte sich an die Spitze einer Abteilung Soldaten, fand die Überreste der abgeschlachteten Tschin und verhaftete den Bahr-Hauptling mit dessen Sohn. Gleichzeitig traf er auf zwei seiner Kollegen aus der Nachbarschaft, die ebenfalls ihre bewaffnete Macht mitgebracht hatten.

Die drei Engländer untersuchten den Fall und berichteten dann entsprechend an die Regierung. Diese bestimmte, daß der Bahr-Hauptling als politischer Gefangener nach Ägypten gebracht wurde, wo er nach zwei Jahren starb. Das herrrenlose Stückchen Land aber wurde der britischen Verwaltung unterstellt, und die Bahren mußten zur Strafe 3000 Rupien bezahlen.

Damit war der Friede endgültig hergestellt. Und doch habe ich jetzt gehört, die Bahren zahlten den Tschin freiwillig wieder Tribut. Dabei gibt es Leute, die behaupten, sie verständen die Sprache des Orientalen.

Im Todesstahl der Schlangeneßer

Von Elifabeh Jkhal Ali Schah,
der bekannten Reisenden.

Fern in Delhi hatte ich von den Schlangeneßern und ihren Menschenopfern gehört. Deshalb suchte ich mich weiter darauf zu beziehen, achte aber nicht auf Cocktails, Bridal und Skandalgeschichten. Aber dieses Mal war es etwas anderes. Nach Monaten nach 40 Grad im Schatten trug ich Verlangen nach der Kühlung der Dschungeln. Drei Tage lang auf Mautterrieden durchgeschüttelt, dann besand ich mich im Hause eines Bekannten, von dem ich nach vielen rohgemeinten Rat-schlägen und Warnungen schließlich ein Pferd und mancherlei Anweisungen über den weiteren Weg bekam. Mein Diener Lal Ram sah äußerst schwarz. Er glaubte sich schon unter dem Messer eines Priesters, und ich vermochte ihn nur mit Mühe zu beruhigen.

Auf Bergponies mit dem sicheren Schritt der Ziegen machten wir uns auf den Weg. Drei Tage lang ging es auf Dschungelpfaden dahin, ständig bergan und durch dichtes Unterholz, das uns wie eine Mauer umschloß. Wir waren in fremdem Lande, durch eine undurchdringliche Wand von der Außenwelt, von London und Delhi getrennt. Lal Ram gab auf meine Fragen nur unwillige Antworten. „Diese Menschen machen Menschenopfer“, meinte er. „Weiter weiß ich nichts. Nur wenige haben sie dabei beobachtet und sind mit heiler Haut davon gekommen.“

Somit ich aus ihm herausbringen konnte, handelte es sich bei den Schlangeneßern um eine Art Totengräber, welche die Leichen später verzehrten. Aber ich ließ mich nicht abschrecken. Ich hatte Lal Ram zehn Rupien gegeben, die er beim Spiel vermutlich verdriffelt hatte. Nun wollte ich etwas für mein Geld haben und der Sache auf den Grund gehen.

Aber die Schlangeneßer brauchen für ihre Opferlampen Öl, das sie aus den Schädeln von Fremden gewinnen“, machte Lal Ram aufmerksamer. Doch selbst diese wenig erfreuliche Botschaft vermochte mich nicht abzu-

Unser Land

(Nach J. L. Runeborgs (schwedischer Hymne).)

O Land, o unser Vaterland,
Du ewigjunge Braut!
Kein Berg am blauen Himmelstrand,
Kein Tal, kein noch so schöner Strand
Ist uns wie du so lieb und traut.
Sei dir, du teurer Laut!

O un'rer Ströme Gischtegebras
Der Bäche Silbersehein;
Der dunklen Wälder Sturmgelaus;
Das Sternennetz am Himmelshaus;
Das alles dringt so groß und rein
Zutiefst ins Herz uns ein.

Hier ist uns wohl, in dieser Pracht,
Wo alles uns beschert.
Welch Schicksal uns auch zugehört,
Uns ward ein Vaterland vermach't,
Von uns so heiß und hoch verehrt
Wie sonst kein anderer Bert.

Und hier, und hier ist dieses Land,
Die Augen seh'n es ja!
Wir können strecken auf're Hand
Und weisen froh auf See und Strand
Und singen: Seht das Land doch da;
Nichts ist uns stets so nah!

Du Blume, noch so knospenhaft,
Bald blüht du frei und frank.
Gieh, un're Liebe gibt dir Kraft
Und Licht und Glanz und Lebenskraft.
Und unser aller tiefster Dank
Soll sein der Freiheitsfang.

Georg Freytag - Wischmann.

schrecken. Tiefer ging es in das Bergland hinein; plötzlich gähnte ein Abgrund zu meinen Füßen. Dicht bewaldet fiel er 150 Meter steil ab. Ein leichter Nebel verschleierte seine Geheimnisse.

„Dies ist das Schlangental“, flüsterte Lal Ram mir zu, und ich fühlte einen warnenden Schauer. „Die Menschen möge auf die Schlangen achten, die es hier in Massen gibt.“

Und in der Tat, beim Hinabklettern sahen wir ein Duzend oder mehr der ekelhaften Reptilien. Mit unwilligem Glimmen ließen sie in das Unterholz. Wir tauchten in die grüne Tiefe hinab, als Lal Ram, der voranging, mir durch einen Wink Schweigen gebot. Zwischen den Bäumen sah ich eine Pflanzung mit dreieckigen Hütten. Nahe der Siedlung waren die Bäume mit einem eigenartigen, unheilverkündenden Rot bestrichen. Es sah aus wie Blut. Ich stand den Schlangeneßern gegenüber, ahnte aber nicht, was mir noch bevorstand. Zwanzig fast nackte Männer saßen um Töpfe, die über Holzfeuer erhitzten. Raun erblühten sie uns, als sie auch schon aufsprangen. Es sah aus, als wollten sie ein schreckliches Geheimnis verbergen.

„Vorwärts, Lal Ram! Sage ihnen, daß sie nichts zu fürchten haben!“

Zitternd gehorchte er. Inzwischen schritt ich zwischen den Hütten hindurch und stieß auf einen roh behauenen steinernen Opferaltar. Zur Seite stand ein Priester mit einem blanken Messer in der Hand. Die Klinge gleißte unheilverkündend im Licht der untergehenden Sonne, aber mein Blick war gefesselt durch das, was auf dem Altar lag: ein junges, mit leuchtend rotem mageres Mädchen, mit Blumen geschmückt und mit Opferöl gesalbt. Die Augen suchten die meinigen; es waren schwarze Augen wie die eines im Todeskampf liegenden Tieres. Das Mädchen lag gebunden, für die Klinge bereit, die das junge Leben in blutigem Strome dahinfließen lassen sollte. Rund um uns hatten sich die Schlangeneßer versammelt; sie flüsterten untereinander, während Lal Ram mit zitternden Lippen „seinen Vers auflegte“. Es war ein spannender Augenblick. Der Tod drohte dem unglücklichen Opfer, vielleicht auch uns.

„Mensch!“, rief Lal Ram. „Seine Hand wies, das ist so Brauch hier.“ Seine Hand wies auf das sein Schicksal erwartende Opfer. „Ihre Mutter ist gestorben. Daher hat man sie auf den Altar gelegt, in die Sonne. Damit

sie den Blick des Schlangengottes von ihrer Mutter ablenkt, die gerade jetzt den steilen Berg zum Paradies hinanklimmt.“

Zu jeder anderen Zeit hätte ich „Mädchen“ gelacht, aber der Zauber des im Urwald verborgenen Ortes bedrückte mich eigenartig. „Frage sie“, sagte ich, „ob ich das Mädchen, das ja keine Mutter mehr hat, als Dienerin mitnehmen kann.“

Lal Ram überlegte meine Worte. Unwillige Rufe wurden laut. Eine lebhaft erörterung setzte ein. Der Priester ließ mit lebhaft geschwungenen Armen hin und her, die Stammesältesten zogen sich zu einer „Vorstandssitzung“ zurück. Inzwischen wartete ich, Lal Ram zitterte, in traurigem Gedenken an Schnaps und Reis in den Vasaren Delhis. Dann kam die Entscheidung.

„Wir fürchten, der Schlangengott meint es nicht gut mit diesem Mädchen“, sagte der Sprecher. „Wir wissen sehr wohl, daß er zuweilen die Gestalt weißer Frauen annimmt. Vielleicht braucht die Mutter keine Hilfe auf dem Wege zum Paradies. Wir möchten auch keine Ungelegenheiten haben. Du kannst das Mädchen mit Dir nehmen.“

„Lal Ram“, befahl ich würdevoll, „sorge dafür, daß die Kleine sofort Kleider bekommt. Auch soll sie essen, bevor wir aufbrechen. Vorwärts, beeile Dich!“

Die Wälder überließen mich nun ihren Frauen und machten sich wieder an ihre Mahlzeit, bei der wir sie gestört hatten. Sie aßen aus ausgehöhlten Stücken ungeschürter Brot; was sie aßen, sah aus wie große Stücke gekochten Aals. Der Anblick machte mich schauern, aber die Männer waren, wenn auch mager, doch so kräftig und stämmig, daß man auf den Gedanken kam, Schlangenfleisch sei sehr reich an Vitaminen. Bald war auch das Mädchen fertig und kam, von Lal Ram an der Hand geführt, zu mir.

„Wir brechen besser schnell auf“, meinte jener; auch ich hielt den Rat für gut, wünschte aber nicht den Eindruck von Eile zu machen. Mit gleichgültiger Miene trug ich ihm daher auf, die Bonies zu holen; fünf Minuten später hatte uns der Wald aufgenommen. Fünf Tage darauf trafen wir in Delhi ein, am Abend saß ich bereits wieder auf der Klub-Veranda und trank Zitronenwasser. Jemand erwähnte zufällig die Schlangeneßer. Ein Pfleger steckte sich eine Zigarre an und lachte laut auf.

„Schlangeneßer! So ein Unsinn!“ meinte er. „Das ist alles nur bloßes Geschwätz.“ Ich lachte mit und dachte dabei an das zierliche Mädchen, das nicht weit von uns friedlich schlief...

Die Selbstmörderlotterie

Der öffentliche Leichenbeschauer von Rochester (New York) regt sich genötigt auf. Tas kann man dem brauen Beamten bei näherer Betrachtung der Gründe eigentlich nicht übel nehmen. Hat sich da in der Stadt am Natarlosee ein unternehmungslustiger Mann „begeben“, der eine „Selbstmörderlotterie“ veranstaltet. Das Los ist nach amerikanischer Weise gezogen, kostet nur einen halben Dollar. Die Bedingungen sind auch sehr amerikanisch: Der Veranstalter geht von der — leider durch aus richtigen — Voraussetzung aus, daß einer der erste sein wird, der sich in selbstmörderischer Absicht von der neuen Brücke über den Genesee River herab ins Wasser stürzt wird. Nun sollen die Verkäufer im Voraus raten: Wann wird der Selbstmord erfolgen? Wie wird die Person wohl heißen? Wie alt wird sie sein, warum nimmt sie sich das Leben? Und noch eine Reihe anderer Fragen mehr. Wer dann — sobald der Selbstmord geschehen ist — mit seinen Vorauslagen der Wirklichkeit am nächsten kommt, hat den ersten Preis in Höhe von 25 000 Dollar gewonnen. Nach amerikanischen Gebräuchen ist juristisch gegen diese traurige Lotterie nichts einzuwenden, und die Polizei von Rochester verhält sich dementsprechend. Doch der Leichenbeschauer schreibt Jeter und Morbio: „Das ist ja eine offene Aufforderung zum Mord! Bestimmt gibt es Leute, die ihre Vorauslagen einreichen und dabei irgend einen guten Bekannten ins Auge fassen werden. Eines Nachts gehen sie dann mit ihm spazieren, und der arme Kerl wird um die 25 000 Dollar willen ins Wasser geworfen.“ Daß der gute Mann nicht so ganz unrecht hat, erkannte die Polizei. Denn sie sah sich zwar nicht bemähtigt, die Lotterie zu verbieten, aber sie hat einen Posten auf der Brücke aufgestellt, damit kein Mensch unfreiwillig zum Selbstmörder wird.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlaag: B. A. Sankt, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

r. 2

Mittwoch, 13. Januar

1932

Ultrömische Scherze

Von Dr. Eduard Fuchs.

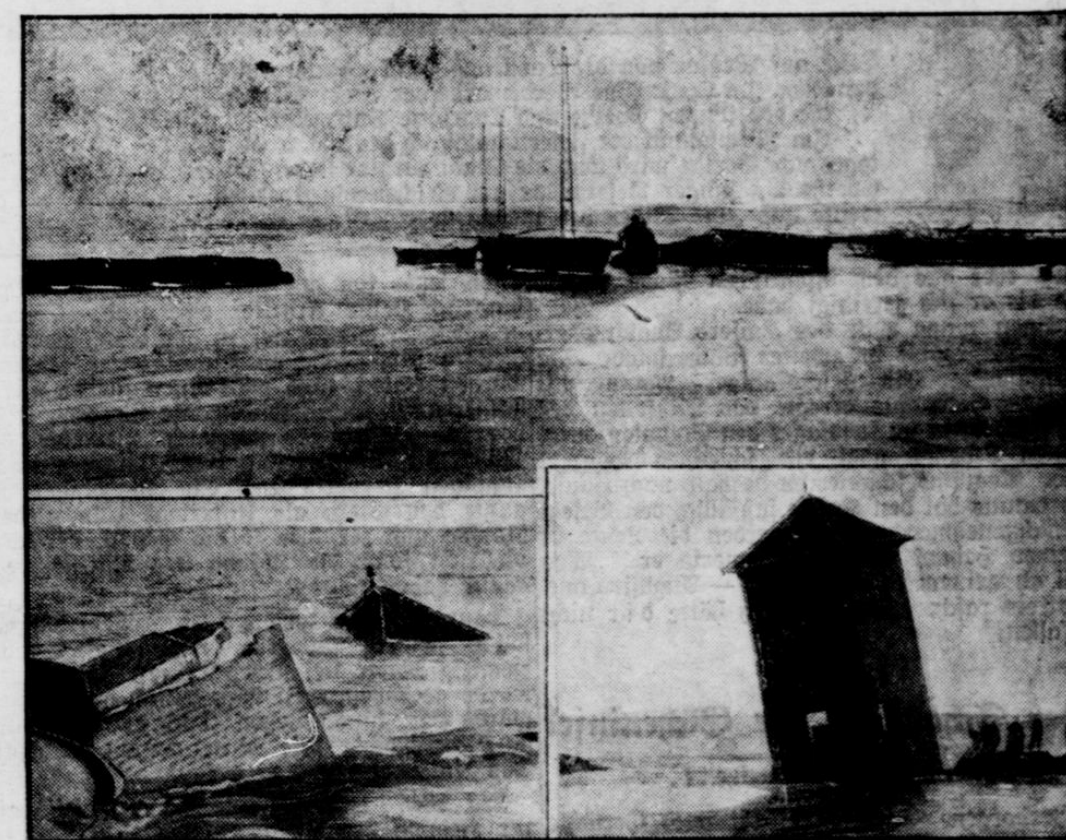
Wir alle haben die alten Römer auf der Schule wegen ihrer Tapferkeit, Vaterlandsliebe und als Rechtschöpfer bewundern gelernt. Von ihren Scherzen hörten wir weniger, ja wir möchten kaum glauben, daß von den Lippen einer Menschen ein Scherzwort fiel. Theodor Curtius nennt sie „hartknockige Naturen“, ohne Schönheitsfleck, ohne alle Phantastik, auch 13 unmusikalisch, aber energisch, rasch zujährend und das Gegenteil des Harmlosen. Rudolph von Jhering hebt hervor, daß ihre Selbsttätigkeit sich in Habgier, Geiz, Härte und Lieblosigkeit äußerte. Ihre Scherze sind demnach ganz besonderer Art: nüchtern, mehr satirisch als humorvoll, zum Teil roh, mit dem Kopfe, nicht vom Herzen geschaffen und im ganzen meist bissig. Immer liegt darin ein offener oder versteckter Angriff. Die Studenten bezeichnen solche Scherze als „Pflaumen“.

Römischen Volkswitz spiegelt die zum Teil recht grobkörnige Legende vom Streik der Flötenbläser wider. Diese hatten seit alter Zeit einen Freitisch im Heiligtum des Jupiter. Die Flötenbläser waren wegen der Verletzung ihrer Rechte höchlich empört. In geschlossenem Zuge rückten sie nach der benachbarten Stadt Tibur ab. Die Römer waren in größter Verlegenheit; denn jetzt hatten sie niemand, der bei den Opfern die Flöte spielte. Eine Opferhandlung ohne Flötenklang war aber einfach unmöglich. So sandte denn der Senat Leute nach Tibur, die jene zurückholen sollten. Gütliche Vorstellungen halfen nichts. Da griffen die Beauftragten zu einer List, die den seuchenden Lebensgenossen der Musiker anging: Sie machten die Flötenbläser betrunken. Als die Flötenspieler in bleiernem Schlaf gesunken waren, warfen die Abgesandten eilig die Flötenstücke übereinander in Wagen und fuhren sie nach Rom ab. Dort ließen sie die Fuhrwerke auf dem Marktplatz stehen. Erst als die Morgensonne den Verbliebenen auf den Kopf brannte, kamen sie langsam zum Bewußtsein. Für das römische Volk gab dieses Erwachen einen tiefen Pfaff. Es ließ zusammen und ersuchte nach langem Hin- und Herreden, daß die unwürdigen Flötenspieler in Rom blieben. Diejenigen, die bei den Opfern aufspielten, durften wieder im Heiligtum des Jupiter speisen.

Aus dem Jahre 108 vor unserer Zeitrechnung stammt folgende Anekdote: Der Unterfeldherr Gaius Marius, der damals in Afrika kämpfte, wollte sich in Rom um das Konsulat bewerben. Er bat deshalb seinen Vorgesetzten, den Konsul Quintus Metellus, um Urlaub. Dieser lehnte ab und versuchte, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er riet ihm, sich nicht über seinen Stand zu erheben; er solle mit seiner Lage zufrieden sein; es müßte nicht jeder alles haben wollen. Als Marius das zweite Mal sein Gesuch vorbrachte, vertöschte ihn Metellus auf später. Der Unterfeldherr ließ aber nicht locker und wiederholte seine Forderung öfter. Da soll der Konsul ihm schließlich gesagt haben: „Eile doch nicht gar so sehr mit der Abreise! Deine Wahl kommt noch zurecht, wenn du gleichzeitige mit meinem Sohne bewirbst.“ Dieser zählte damals etwa zwanzig Jahre. Früherens mit 43 Jahren konnte ein Römer Konsul werden. Marius hätte also noch 23 Sommer und Winter warten müssen.

Der berühmte Redner Marcus Tullius Cicero konnte sehr bissig sein. Drei Anekdoten von ihm mögen zeigen, daß auch seine Zunge sehr römisch war, wenigstens schon etwas verfeinert. Ciceros politischer Gegner Gaius Julius Caesar trug keine Kleidung sehr unordentlich. Als er Pompejus besiegte hatte und Alleinherrscher war, fragte jemand Cicero, der sich Pompejus' Partei angeschlossen hatte: „Wie kam

Der Einsturz des Pumpwerkes im Oldenburger Moorland



Oben: Die Durchbruchstelle bei Angustfehn, die eine Breite von mehr als 20 Metern aufweist.

Unten links: Die Überreste des von den Fluten unter- spülten Wasserpumpwerkes Holstgast ragen nur noch wenig aus der Wasserwüste hervor.

Rechts unten: Der 8 Meter hohe Turm des Pumpwerkes, der sich schon bedenklich geneigt hat, wenige Minuten vor dem endgültigen Einsturz.

Die durch Überschwemmung herbeigeführte Zerstörung des Wasserpumpwerkes Holstgast im oldenburgischen Moorland hat schwere Verheerungen zur Folge gehabt, deren Umfang sich noch nicht übersehen läßt.

es nur, daß du dich in der Wahl der Partei irrtest?“ Er antwortete: „Der Anzug hat mich getäuscht.“

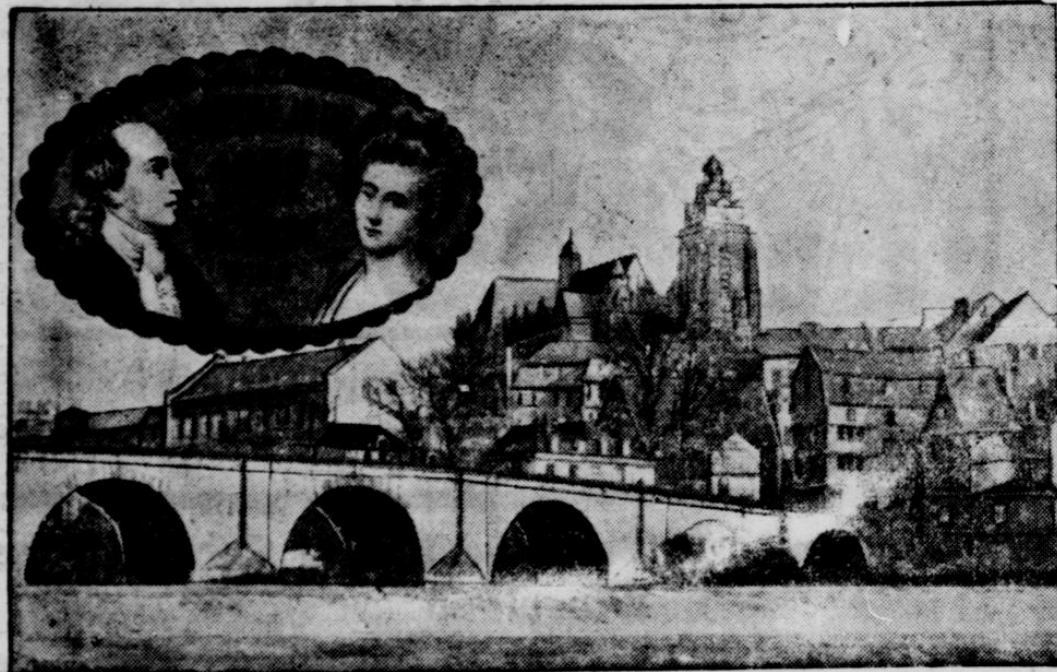
Während seiner Herrschaft vermehrte Caesar die Zahl der Senatoren derartig, daß sie bei ihren Sitzungen zusammenrücken mußten. Eines Tages verließ Caesar im Theater einem Manne, der seiner Ritterwürde verlustig gegangen war, diese wieder. Laberius, so hieß der Neugeadelte, suchte sofort einen Platz unter den Rittern. Diese verweigerten ihm eine Sitzgelegenheit und wiesen ihn ins Gesicht ab. Als Laberius an Cicero vorbeiging, sagte dieser, indem er auf die Vermehrung der Senatsliste anspielte: „Ich hätte dir gern Platz gemacht, wenn ich nicht zu eng sähe.“ Laberius war jedoch auch nicht auf den Mund gefallen und erwiderte schlagfertig, indem er die mitunter weitestgehende Haltung des Redners angriff: „Es ist ja selbst, daß du so eng sitzt, der du auf zwei Sesseln zu sitzen pflegst.“

Als Caesar ermordet war, bemühte sich Oktavian, der spätere Kaiser Augustus, um die Gunst Ciceros. Er fand jedoch bei diesem wenig Gegenliebe. Der Redner äußerte einmal, man müsse den ehrgeizigen jungen Mann loben, ehren und erheben. Das Wort, das Cicero dabei für „erheben“ brauchte, bedeutet im Lateinischen „zu Ehren erheben“, aber auch im Pompejus' Partei angeschlossen hatte: „Wie kam

ham Oktavian zu Ehren und kostete den scharf- züngigen Mann das Leben. Als nämlich An- tonius seinen erbitterten Gegner Cicero auf die Riste der Gedächtnis setzte, widersprach der gekränkte Oktavian nicht. Am 7. Dezember 43 ermordeten die Kaiser Marcus Tullius Cicero bei Capeta.

Einen ergötzlichen Zwischenfall in dem Bade- hause zu Rom erzählt der Redelehrer Seneca. In den Bädern befanden sich Vortragsräume. Einen solchen hatte der überhebliche Vortrags- künstler Lucius Cestius Pius gemietet. Gerade trug er seinen Schülern vor, was er an Ciceros Rede gegen Milo auszufehen habe, da erschien sein Nachgenosse Cassius Severus als unge- betener Gast. In diesem Augenblick sagte Cestius: „Wenn ich ein Redner wäre, dann wäre ich der berühmte Julius; wenn ich ein Tänzer, dann der umschwärmte Bathylus; wenn ich ein Men- schenpferd wäre, dann wäre ich der sieghafte Me- lissio.“ Cassius Severus konnte seinen Unmut über so viel Anmaßung nicht bezwingen. Er rief: „Wenn du eine Kacke wärst, so wärst du gewiß die größte.“ Cestius, der eben Cicero schenken wollte, fand, obgleich es ihm sonst an Schloßfertigkeit nicht managte, kein Wort, damit er Cassius' übertrumpfen können. Er erklärte nichts, er merkte nicht eher fort- fahren, als bis sein vorlauter Gegner das Haus verlassen habe. Dieser ermordete, er werde

Weglar wirbt für das Goethejahr 1932



Blick auf Weglar von der Lahn aus. Im Hintergrund der Dom. Im Oval: Eine Werbemarke der Stadt Weglar, die den jungen Goethe und Charlotte Buff zeigt. Im Mittelpunkt der Feiern anlässlich des 100. Todestages von Goethe wird auch die Stadt Weglar stehen, wo Goethe als junger Referendar am Reichskammergericht weilte und „Die Leiden des jungen Werther“ schrieb.

nicht eher aus dem öffentlichen Bade gehen, als bis er sich gereinigt habe.

Einen guten Witz des Kaisers Augustus erzählt Makrobius im zweiten Buche seiner „Saturnalien“. Ein leichtsinniger Mann mit Namen Serennius erregte das Mißfallen des Kaisers, da er im Feldlager den Soldaten durch seinen Lebenswandel ein schlechtes Beispiel gab. Augustus schickte ihn deshalb nach Hause. Serennius bat den Kaiser kühnlich, den Befehl zurückzunehmen. „Was werden die Leute in meiner Heimat reden?“, jammerte er. „Was soll ich meinem Vater sagen?“ — Augustus antwortete rasch: „Sag ihm, ich hätte dir nicht gefallen!“

Der Schatz auf der Eicheninsel

Von Harris Brackett.

Verborgene Schätze, so oft auch Gerüchte über ihr Vorhandensein Enttäuschungen hervorgerufen haben, sind noch immer voller Verlockung.

So auch der Schatz auf der Eicheninsel, mit dem es eine ganz besondere Verwandtschaft hat. Sein Vorhandensein ist seit 1796 bekannt. Damals fiel es drei jungen Kanadiern ein, einen Jagdausflug nach der unbewohnten und der neuschottischen Küste vorgelagerten Eicheninsel zu unternehmen.

Das Eiland war mit dichtem Wald besanden. Eine kleine Lichtung schien der beste Landungsplatz zu sein. Hundert Meter landeinwärts stand eine einzelne große Eiche. Die Jäger wollten schon an ihr vorüber gehen, da sahen sie von einem Alt eine rostige Kette herabhängen. Eine Kette hier auf der Eicheninsel, die angeblich seit undenklichen Zeiten kein Mensch betrat! Und unmittelbar unter dem merkwürdigen Fund hatte sich der Boden gesenkt, als wäre hier einst ein Loch gegraben und wieder zugeschüttet worden.

Ein vergrabener Schatz? Natürlich, denn hier lag auch ein Stück von einer alten Schiffswinde, mit der man zweifellos die Kisten in das Loch hinabgelassen hatte. An Jagd war natürlich nicht mehr zu denken. Heimkehren und am nächsten Morgen mit Schaufel und Pickel zurückkehren!

Die jungen Leute gruben. Drei Meter tief waren sie gekommen, da stießen sie auf Eichenbretter. Der Schatz? Nein, nur lose Erde. Weitere drei Meter tief: wieder Eichenbretter! Und dann? Nur Erde. Wieder drei Meter tiefer, wieder Bretter. Und wieder nur Erde!

Und doch mußte ein Schatz dort liegen. Wer ging mehr als neun Meter tief in den Boden, nur um Eichenbretter zu vergraben? Aber die Jungen konnten mit ihren schwachen Mitteln nicht weiter schauen. So gaben sie ihr Geheimnis preis, suchten Leute, die ihnen helfen sollten. Es fand sich niemand. Ging nicht die Sage, die Eicheninsel sei verbergt?

Zehn Jahre verstrichen. Ein neueingewandelter Arzt hörte vom Loch auf der Eichen-

insel, setzte sich mit den Entdeckern in Verbindung, stellte Arbeiter ein, grub. Sieben- undzwanzig Meter tief in der Erde, nachdem weitere fünf Schichten Eichenbretter entfernt worden waren, fand man einen flachen Stein mit fremden Schriftzeichen, die niemand lesen konnte. Leider gab sich auch niemand die Mühe, die Entzifferung durch einen Sprachkundigen zu versuchen. Ein Buchbinder benutzte den Stein als Unterlage beim Federklopfen und zerstörte so die Schrift, der man vielleicht sonst die Lösung des Rätsels verdankt haben würde.

Dann kam das zweite noch größere Mißgeschick. Eines Morgens stand der Schatz zwanzig Meter tief unter Wasser. Ein neuer wurde gegraben, weil man hoffte, das Wasser würde dort hineinsickern. Doch auch er füllte sich über Nacht. Die Mittel waren erschöpft. Das Unternehmen flog auf.

Erst 1845 entstand eine neue Gesellschaft zur Hebung des Schatzes. Die Leute waren vorsichtiger als ihre Vorgänger und besaßen auch bessere technische Hilfsmittel. Sie setzten ein Tiefbohrmaschinen an. Diese durchdrach am Grunde des Schatzes zwei Meter Erde, dann

eine dicke Schicht Eichenbretter. Hier einen halben Meter tief durch leeren Raum, durchbohrte neuerdings Eichenbretter, ging durch eine sechzig Zentimeter dicke Lage von hoch aufgeschichteten losen Metallstücken und brachte dann drei Glieder einer Goldkette ans Tageslicht. Der Schatz war also kein Märchen! Lag in schweren Kisten aufgestapelt.

Der ursprüngliche Schatz sollte ausgepumpt werden. Er lief aber über Nacht wieder voll und zwar mit Salzwasser. Also mußte irgend eine künstliche Verbindung zwischen ihm und dem Meere bestehen. Sicher war sie angelegt worden, um den Schatz vor allen Unbefugten zu schützen. Man suchte den Strand ab und fand, sorgfältig versteckt und durch eine Art Kufe aus Ginfertreisig vor dem Verstopfen geschützt, den Eingang zu einem Kanal. Dieser sollte abgedichtet werden. Doch es gelang nicht sofort, und dann waren wieder die Mittel erschöpft.

Fünzig Jahre lang kümmerte sich niemand mehr um den Schatz. Der Schatz verfiel. Doch 1896 brachte ein Abenteuerer die Gesellschaft wieder auf die Beine. Zwanzig neue Schächte wurden gegraben; man hoffte, auf den unterirdischen Kanal zu stoßen und ihn verstopfen zu können. Inzwischen arbeitete im ursprünglichen Schacht wieder eine Bohrmaschine. Sie brachte einen goldenen Ring und Fehlen beschriebenen Pergaments ans Tageslicht. Die Schrift war freilich nicht zu lesen. Durch die Bohrmaschine konnte einwandfrei festgestellt werden, daß die Schatzkammer gemauerte Wände hatte und zwölf Meter hoch war. In diesem Baume lagen mindestens sieben Reihen von gefüllten Kisten übereinander.

Trotz aller Anstrengungen gelang die Hebung des Schatzes nicht. Das eingedrungene Wasser konnte nicht entfernt, der unterirdische Kanal nicht verstopft werden, und dann entdeckte man das Vorhandensein eines zweiten Zulaufs. Und wieder waren die Geldmittel erschöpft, und die Gesellschaft flog auf.

In den nächsten Jahren beschränkte man sich darauf, zu errörtern, woher der Schatz auf der Eicheninsel wohl stammen mochte. Allgemein war angenommen worden, westindische Seeräuber hätten ihre Beute dort verborgen. Dies erscheint aber nicht überzeugend, da man nichts davon weiß, daß Piraten jemals in neuschottische Gewässer gekommen wären. Das Ginfertreisig vor dem Kanaleingang führte dann zu einer Erklärung, die weit überzeugender klingt. Der Ginfert kann nur aus dem Norden stammen, wahrscheinlich aus Europa. Außerdem wies der gefundene Ring englische Arbeit auf. Aus dem Alter der Bäume um den Schacht und aus dem Zustand der Verlegungen der Baumrinde, die von den drei jugendlichen Entdeckern festgelegt wurden, kann mit ziemlicher Sicherheit ange-

nommen werden, daß der Ort um 1700 vergraben wurde. Aus dieser Zeit weiß man nur vom Verschwinden eines einzigen großen Schatzes, nämlich aus der schottischen Kathedrale St. Andreas. Dieser soll aus Kirchen- und profanen Wertgegenständen bestanden haben, die den Engländern in der Schlacht bei Bannockburn abgenommen worden waren. Später verschwand dieser Schatz von großem Wert auf bisher ungeklärte Weise. Es ist durchaus möglich, daß die Diebe, um ein geeignetes Versteck auf den britischen Inseln zu legen, das wohl bekannte, doch damals noch völlig unbewohnte neuschottische Küstengebiet aussuchten, um ihre Beute dort zu vergraben.

Vielleicht wird das Unternehmen, das jetzt, mit großen Mitteln ausgestattet, unter allen Umständen die Hebung des Schatzes durchzuführen will, Aufschluß über die Herkunft des geheimnisvollen Schatzes auf der Eicheninsel geben.

Krieg im Dschungel

Von Cyril Hopwood.

Vor Jahren gab es noch da hinten in Oberburma ein Stüchchen Land, das sich der Macht der englischen Behörden entzog und den benachbarten Verwaltungen manchen Kummer bereitete.

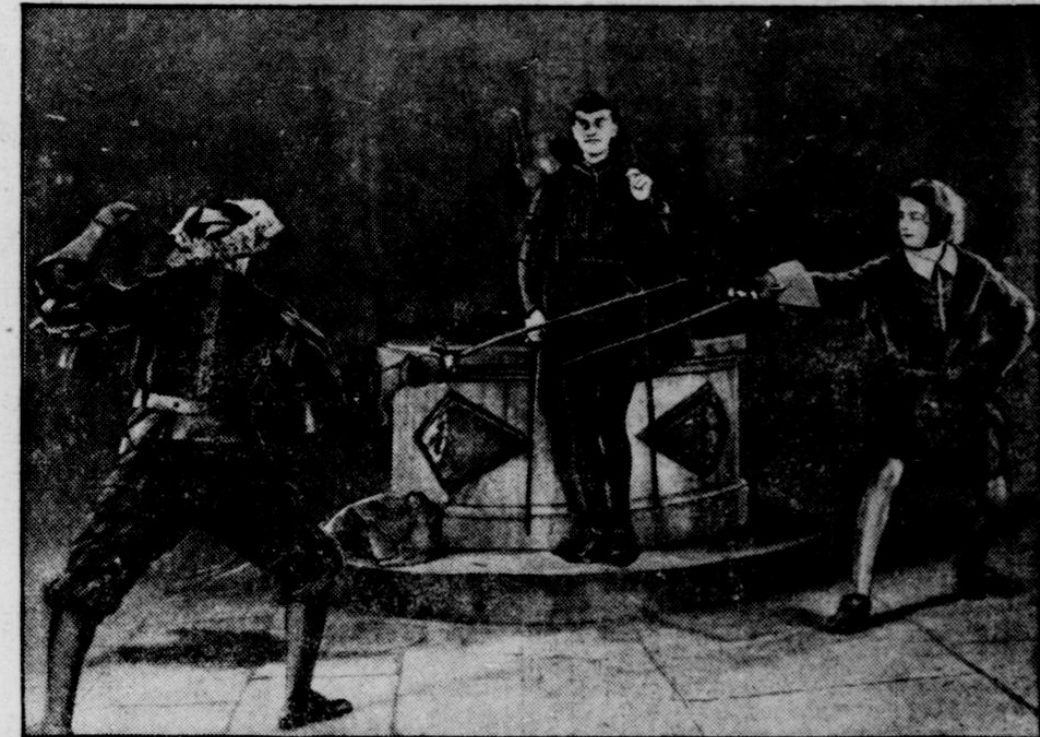
Einer der schlimmsten Störenfriede war ein alter Häuptling aus dem Stamme der Tschin namens Biru, der über ein paar, rund 2000 Meter hoch gelegene Dörfer herrschte. Er wollte seinen Machtbereich über das ganze Stüchchen Land ausdehnen. Das war ihm auch insofern gelungen, als er sich den in der Ebene wohnenden Stamm der Wahe tributpflichtig gemacht hatte.

Aber schließlich hat auch die Geduld des friedliebenden Völkchens ein Ende. Der Krieg brach eines schönen Tages aus, als ein Beutetrupp der Tschin unter Führung von Biru'sen einen paar Wahe's überfiel, die durch den Dschungel einen Pfad zu ihren Feldern in den Hügeln bauen wollten. Die Strauchdiebe raubten die Tochter des Wahe-Häuptlings.

Der Bruder der Entführten, ein mahrer Riese, plachte beinahe vor Wut, trommelte seine Leute zusammen und jagte hinter den Räubern her. Diese, durch den Widerstand ihrer Gefangenen behindert, wurden überholt, und der Bruder blies Biru'sen mit einem Pfeil das Lebenslicht aus. Die anderen Tschin ließen die Geraubte fahren und flohen mit dem Toten in ihre Berge.

Dem Sohn des Wahe-Häuptlings war es freilich nach diesem Erfolg nicht ganz wohl in seiner Haut. Er mußte, daß er nicht lange auf die Rache der Tschin zu warten brauchte! Die Wahe's wandten sich deshalb an die Regierung von Burma, doch ihnen wurde geantwortet, sie müßten sich entweder auf Gebiet begeben, das von englischen Behörden verwaltet würde, oder sie hätten ihren Streit allein auszusechten. Die Wahe's wollten aber nicht den letzten Rest ihrer Unabhängigkeit aufgeben. So verlegten sie wohl ihr Dorf unmittelbar an die Grenze des

Aus dem Goethe-Film des Reichskunstwart's



Die Duellscene zwischen Faust und Valentin vor dem Gretchen-Haus. In der Mitte Mephisto.

Der anlässlich des Goethe-Erinnerungsjahres unter der Oberleitung des Reichskunstwart Dr. Kobslob gedrehte Film „Goethes Lebensreise“ ist nunmehr fertiggestellt. Er wurde mit Unterstützung amtlicher Stellen an den historischen Goethe-Orten aufgenommen, die dabei meist zum erstenmal von der Filmkamera besucht worden sind.

von den Engländern beaufsichtigten Gebietes, doch ohne dieses selbst zu betreten. Sie ließen sich auf dem Südufer des Kaladanflusses nieder, und sie brachten so siebzig Meter reichenden Wassers zwischen sich und ihre Feinde. Das neue Dorf wurde an einem felsigen Hang gebaut und außerdem mit einer dornigen Palisade messerscharf zugespitzter Bambusstäbe umgeben.

Inzwischen rückte die Zeit näher, da die Wahe's von den Wahe's ihren jährlichen Tribut einzufordern pflegten. Biru wollte dieses Mal die Eintreibung auf eine neue Art vornehmen. Anstatt wie üblich ein halbes Dutzend „Steuererheber“ auszusenden, setzte er sich selbst an die Spitze von fünfundzwanzig Verwundeten und stieg von seinen Bergen herunter. Vorher hatte er es sich angelegen sein lassen, die Nachricht zu verbreiten, er wolle dem englischen Superintendenten von Nordaracan einen Höflichkeitsbesuch abstatten.

Durch seinen Marsch glaubte er die an sich etwas ängstlichen Wahe's einschüchtern zu können. Er meldete sein höchst persönliches Kommen an, und die Wahe's bereiteten alles zum Empfang des gefürchteten Gastes vor. Aus dieser Tatsache kann man ersehen, welchen Einfluß Biru über die Wahe's gewonnen hatte.

die jetzt — nach sechsmonatigem Widerstand — bereit waren, sich wieder seiner Herrschaft zu beugen.

So erschien Biru mit seinen Leuten, und er wurde von den Wahe's heilig empfangen. Die Wahe's, ein Kind, u. man verbrachte den Abend beim reichlichen Mahl, das mit großen Mengen zu dem Hirte der Dschungelbewohner, hinabgeschüttet wurde.

Am nächsten Morgen sprach Biru von den Geschäften. Er schilderte die angebliche Ungehörlichkeit des Verbrechens, das der Sohn des Wahe-Häuptlings begangen hatte, und schuf so eine für die Annahme seiner Bedingungen günstige Atmosphäre. Er forderte das Sechsfache des normalen Tributs.

Der Wahe-Häuptling erhob Einspruch: „Wir sind doch arm und können nicht soviel bezahlen. Wir wollen den üblichen Tribut geben und einen fetten Bullen dazu, vielleicht auch noch eine Kuh... und... wenn es sein muß... noch zwei Brunnengongs. Nicht wahr, das ist doch genug, und wir sind dann wieder Freunde?“

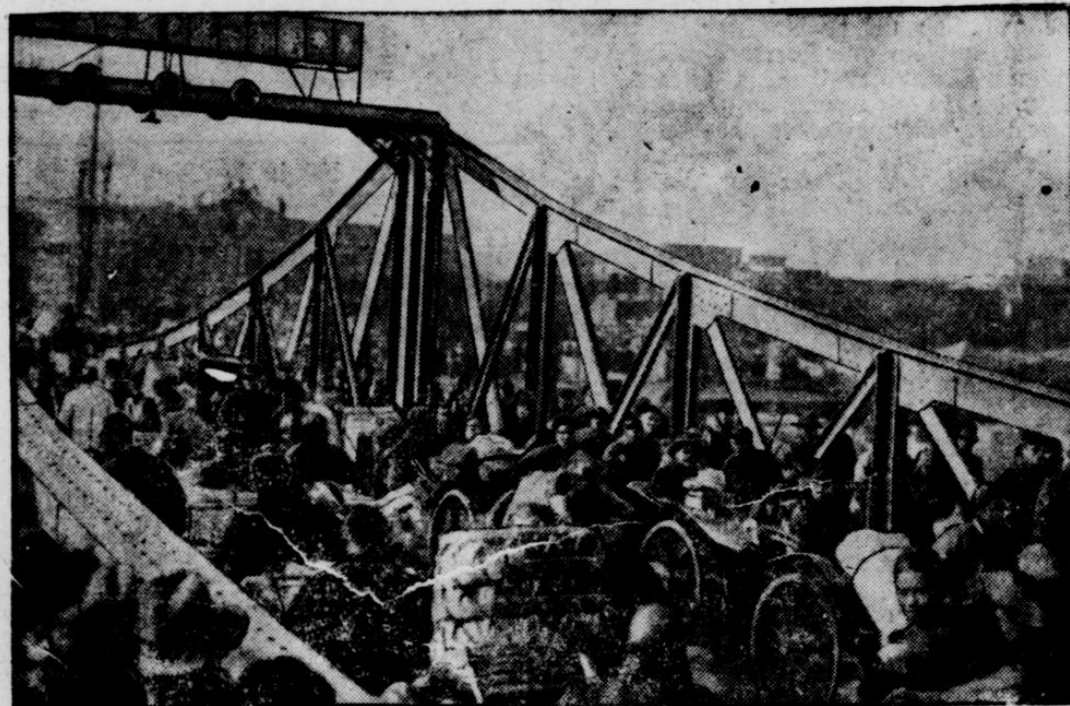
„Ich lasse nicht mit mir handeln“, antwortete Biru. „Bis jetzt bin ich noch glimpflich mit dir umgegangen.“ Der Alte schielte dabei vieltragend auf seine um ihn sitzenden Krieger, und der Wahe-Häuptling kroch ein wenig in sich zusammen. Biru sah sofort seinen Vorteil. „Ich lasse dir drei Tage Zeit zum Überlegen.“ Der Wahe-Häuptling jammerte und versprach dann, seine Leute aufkommen zu trommeln, um mit ihnen die Sache zu bereuen.

Am nächsten Tage kamen die Wahe's aus den umliegenden Dörfern aufkommen. Sie waren schließlich fünfmal so stark wie Biru's Trupp, und außerdem hatten sie noch einen großen Vorteil für sich, daß sie die Sprache ihrer Unterdrücker aus den Bergen verstanden, diese aber nicht den Wahe-Dialekt. So konnten sie ohne Furcht bald die Erörterung der Tributfrage abbrechen und darüber frechen, wie Biru wohl am besten aus dem Wege zu schaffen sei.

Nach vielem Hin und Her und nicht, ohne daß die Wahe's manches beklommene Gefühl vertrieben, beschloßen sie, Biru und seine Krieger zu töten, und zwar noch in der gleichen Nacht. Dem Alten wurde gesagt, die Wahe's hätten sich entschieden, seine Forderungen zu erfüllen, und die Bezahlung solle am nächsten Tag erfolgen. Die Nacht aber wollte man zu einem Abschiedsmahl benutzen, und zwar solle Biru im Saale des Häuptlings der Ehrengast sein, während seine Krieger in kleinen Gruppen von zwei oder drei Mann anderweitig im Dorfe bewirtet würden.

Als die Nacht einbrach, begann das Mahl. Die Gäste wurden reichlich mit Hirsebräu bedacht, das seinen Zweck nicht verfehlte und die Tschin recht heiter stimmte. Sie lezten ihre Waffen zur Seite und aßen sich ganz der

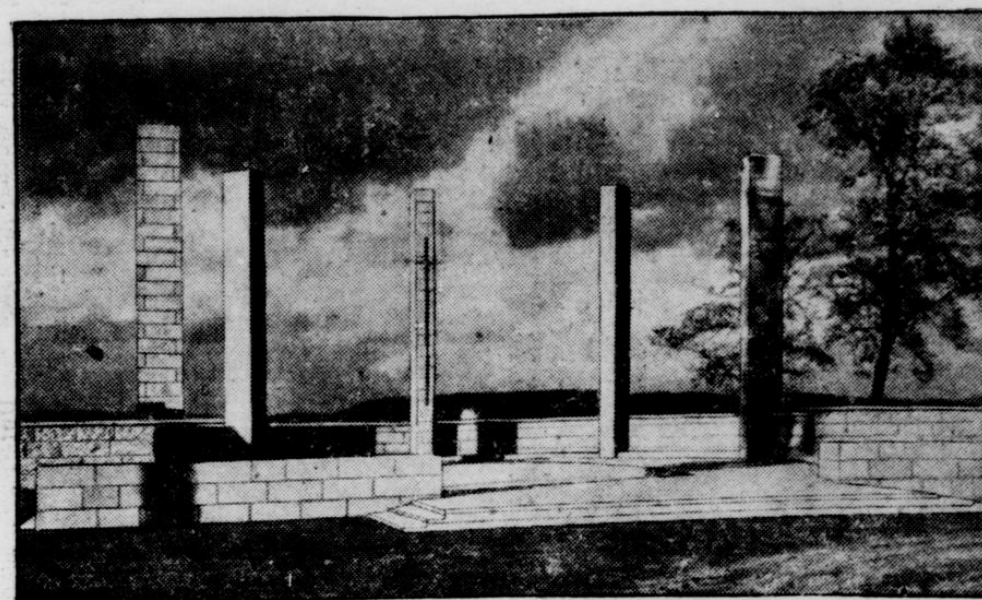
Die chinesische Bevölkerung auf der Flucht aus dem Kampfggebiet



Eine Schar chinesischer Flüchtlinge passiert die „Oesterreichische Brücke“ in Tientsin.

Das neue Vordringen der Japaner in der Südmandschurei veranlaßt immer mehr Bewohner des Kriegsschauplatzes zur Flucht in das Hinterland. Täglich treffen Scharen von Flüchtlingen, die nur das Notwendigste an Gab und Gut mit sich führen, in Tientsin ein, wo sie sich eine notdürftige Unterkunft zu verschaffen suchen.

Saarbrücken errichtet den gefallenen Söhnen der Stadt ein Ehrenmal



Das eindrucksvolle Gefallenenehrenmal von Saarbrücken, das die Hauptstadt des noch immer nicht mit Deutschland wieder vereinten Saargebiets ihren gefallenen Söhnen errichtet hat.